

Autor_innenkollaborativ:

Sarah Münch, Gabriela Constantin, Mariana Tudor, Tudor Marin, Alexandru Cociu, Adriana Mitu (Name geändert), Petruța Spătaru, Nicușor, Mircea Sandu (Name geändert), Doina Spătaru

„Ich wollte nicht mehr niedrig sein.“ Erzählungen rumänischer Rom_nja aus Halle/Saale

103

Mit diesem Beitrag möchte ich den Blick auf die Erlebnisse und Lebenssituationen rumänischer Rom_nja in Halle richten – so gut ich das kann, da ich mich selber zur *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft zähle. Ich, Sarah Münch, habe durch meine gesellschaftliche Position eine bestimmte Perspektive, die meine Darstellung der Erzählungen meiner Gesprächspartner_innen beeinflusst, auch wenn ich ihre Erlebnisse und Gedanken in den Mittelpunkt stelle. Einige meiner Interviewpartner_innen lernte ich als Rumänisch-Dolmetscherin für die *Mobile Beratung für Opfer rechter Gewalt* kennen, andere, weil sie mich um Begleitung zu Ämtern und um Übersetzung baten, und wir uns von da an regelmäßig sahen. Ich habe die Menschen, die ich kenne, gefragt, ob sie mir etwas Genaueres über ihre Lebenserfahrungen in Rumänien, Deutschland und anderen Ländern erzählen würden. Gemeinsam ist allen Gesprächspartner_innen, dass sie sich selbst zu einer Rom_nja-Gemeinschaft zählen. Wichtig ist mir im Vorhinein festzustellen, dass auch Nicht-Rom_nja in ähnlichen wie den beschriebenen sozioökonomischen Situationen leben. Und Rom_nja-Sein hat nichts mit einem bestimmten ökonomischen Status zu tun. Prekäre Arbeitsverhältnisse oder Bildungsbenachteiligung sind Folgen sozialer Ungleichheit und müssen auch auf dieser Ebene bearbeitet werden. Der Artikel möchte dennoch die Lebenserfahrungen von Rom_nja in den Mittelpunkt stellen, um die rassistische Ausgrenzung zu thematisieren, die ihre Lebenserfahrungen häufig prägt.

In dem Beitrag mischen sich Beobachtungen, die ich bei Sprachbegleitungen gemacht habe, mit Erzählungen

aus Interviews. Zu den Interviewgesprächen haben mich meine Gesprächspartner_innen meist in ihre Wohnzimmer eingeladen. Sie gaben mir Einblick in ihre Lebensgeschichte und haben meine Fragen nach ihren Sorgen und Freuden beantwortet. Das war großartig. Ich bin dankbar für ihr Vertrauen.

Kampf gegen Vorurteile

„Ich habe dir doch gesagt, dass ich so angezogen nicht hierher kommen möchte. Das ist mir peinlich vor denen da...“, sagt Adriana Mitu und schaut in Richtung zweier Personen der Mehrheitsgesellschaft. „Wenn die Leute mich im Rock sehen, denken sie schlecht über mich.“ Sie möchte am liebsten wieder gehen, obwohl ihr der Besuch im *Jobpoint* vorher so wichtig war. Ihr Ziel ist es, nicht mehr auf der Straße zu sitzen. Wenn sie Arbeit hätte, müsste sie nicht mehr Passant_innen um Geld für ihre Familie bitten. Seit Januar 2014 gilt für rumänische Staatsbürger_innen in Deutschland die volle Arbeitnehmer_innenfreizügigkeit. Sie dürfen damit jede Stelle annehmen und sich zur Arbeitssuche unbeschränkt in Deutschland aufhalten. Allerdings haben EU-Bürger_innen laut Rechtsprechung nur mit einem Arbeitsvertrag oder einem gut funktionierenden Gewerbe Anspruch auf aufstockendes Arbeitslosengeld.

Im *Jobpoint*, einer Einrichtung des *Jobcenters*, hängen Stellenanzeigen aus. In einem kleinen Raum steht ein Telefon, um mit potentiellen Arbeitgeber_innen Vorstellungstermine zu vereinbaren. Immer wieder stocken die Gespräche jedoch an dem Punkt, an dem die Sprache

auf die Staatsangehörigkeit der Bewerberin kommt. In einer Stellenanzeige wird eine Reinigungskraft in einer Mensa gesucht. Ich bin mit dem Vater von Gabriela Constantin hierher gekommen, der seiner Tochter helfen möchte, Arbeit zu finden. Ich rufe die auf der Stellenanzeige angegebene Nummer an und schildere Gabrielas Anliegen. Die Stimme am Ende der Leitung fragt:

„Wenn sie nicht so gut Deutsch kann, woher kommt sie denn?“

„Aus Rumänien.“

„Klaut sie?“

Ich bin sprachlos. „Ähm, was ist denn das für eine Frage? Ich glaube nicht, dass ich darauf eingehen muss.“

Mein Gesprächspartner wird lauter. „Ich stelle Ihnen eine ganz normale Frage. Ich muss wissen, ob sie klaut!“

Wütend lege ich den Hörer auf. Als ich Gabrielas Vater die kurze Unterhaltung übersetze, winkt er enttäuscht ab und kann sich nicht einmal richtig aufregen, so sehr scheint er die Vorurteile gewohnt zu sein. Die Stellenanzeige hängt Monate später immer noch im *Jobpoint*. Die 21-jährige Gabriela findet wenig später zum Glück eine andere Stelle als Reinigungskraft. Ihr macht das Lachen und Reden mit den Kolleg_innen Spaß und sie ist froh, endlich ein sicheres Einkommen zu haben: „In Rumänien konnte ich keine Arbeit finden, in Deutschland habe ich sofort sehr einfach etwas gefunden“, sagt sie mir. Ob sie irgendwann einmal zurückkehren möchte? „In die Armut? Nie! Mir fehlt hier nichts; meine ganze Familie ist hier. Ich habe mir hier ein Leben aufgebaut.“

Die 37-jährige Mariana Tudor ist die Managerin aller Rechnungs- und Behördenangelegenheiten in ihrer vierköpfigen Familie, obwohl sie noch nicht einmal lesen kann und wenig Deutsch spricht. Als wir uns kennenlernen, machen ihre Offenheit und Ehrlichkeit auf mich sofort einen sympathischen Eindruck. Seit zwei Jahren, seit sie mit ihren zwei Söhnen und ihrem Mann in Deutschland lebt, hat sie sehr unterschiedliche Seiten des Landes mitbekommen. Als Mariana am Anfang als Schrottsammlerin arbeitete, wurde sie von ihren Kund_innen häufig abfällig behandelt. Warum sie denkt, dass die Menschen sich ihr gegenüber so verhalten haben? „Wahrscheinlich haben sie schlechte Erfahrungen mit Ausländern gemacht“, meint sie. Vielleicht, sage ich, ich sehe diesen Punkt aber pessimistischer als sie. Als sie später eine Stelle in einem Baumarkt fand, verhielten sich die Kolleg_innen weitaus freundlicher, als sie es bis dahin von Deutschen gewohnt war: „Sie freuen sich mich zu sehen, wenn ich morgens komme, und loben meine Arbeit“, erzählt sie erstaunt. „Ich habe gar nicht mehr das Gefühl in Deutschland zu sein!“

Heimat Rumänien: „So haben wir gelebt und überlebt“

Die Lebensgeschichten vieler meiner Gesprächspartner_innen begannen in Bolintin-Vale, einer Kleinstadt mit 13.000 Einwohner_innen westlich von Bukarest. Dort wohnte Gabriela Constantin mit ihrer Familie in einem kleinen Haus. Um sich zu waschen, trug sie das Wasser von der Pumpe auf der Straße nach Hause und erwärmte es auf dem Gasherd. Heute lädt die 21-Jährige mich zu unserem Gespräch in ihr neues Zuhause in Deutschland ein. Gabriela ist eine junge Frau, die weiß, was sie im Leben will und die hilfsbereit ist gegenüber anderen, die sich noch nicht so gut in Deutschland zurecht finden wie sie. Sie hat eine an Menschen interessierte und unkomplizierte Art. Die Wohnung, die sie im Moment zusammen mit ihren Eltern, Geschwistern und ihrer Tochter bewohnt, erscheint mir im Vergleich zu anderen deutschen Wohnungen eher leer. Im Fernsehen laufen gerade Video-Clips mit in Rumänien angesagter Rom_nja-Musik, Menschen tanzen und feiern ausgelassen. „Schau, wie fröhlich sie sind, dabei sind sie total arm“, meint Gabriela dazu und schüttelt den Kopf, als wollte sie sagen, dass es für sie in der Armut keinen Grund gibt fröhlich zu sein. Als ich ihr erkläre, dass mich die Situation von Rom_nja in Deutschland und in Rumänien interessiert und etwas unsicher hinzufüge, dass ich sie noch gar nicht gefragt habe, ob sie Romni sei, antwortet sie nachdenklich aber bestimmt: „Ich sage es dir ehrlich: Ich bin es und schäme mich nicht dafür.“

Drei Viertel der Rom_nja leben in Rumänien laut Statistiken in Armut, in der restlichen Bevölkerung ist es knapp ein Viertel. Eine feste Arbeit haben nur zehn Prozent. Die meisten Rom_nja in Bolintin-Vale verdienen ihren Lebensunterhalt mit prekären selbständigen Tätigkeiten oder Gelegenheitsarbeiten. „Muncă de jos“ – „niedrige Tätigkeiten“, wie es einer meiner Gesprächspartner zusammenfasst. Eine Haupteinnahmequelle ist das Sammeln von Altmetall, das mit einem Pferdewagen von den Kund_innen zu Hause abgeholt, nach Metallarten sortiert und zur Sammelstelle gebracht wird. Dort ist es ein paar Cent pro Kilo wert. Das Metallsammeln ist allerdings eine unsichere Lebensgrundlage: „An einem Tag findest du etwas, an einem anderen nichts. Du weißt nicht, was morgen oder übermorgen ist“, erinnert sich Gabriela.

Tudor Marin stammt ebenfalls aus Bolintin-Vale und wohnt nun mit seiner Frau, seinen vier Kindern und drei Enkelkindern in Halle. Der 34-Jährige humpelt beim Gehen, er hatte mit sieben Jahren einen Autounfall und seitdem viele Schrauben im Bein, sein Bein tut ihm

immer noch täglich weh. Der kleine, schlanke Mann spricht leise und schaut dabei oft nachdenklich in den Raum hinein. Als er, seine Frau und ich auf den Sofas im Wohnzimmer sitzen, frage ich das Ehepaar, wie sie in Rumänien gelebt haben. Tudor Marin schweigt eine Weile und denkt nach – vielleicht darüber, wie man dieses ganz andere Leben in einigen Sätzen zusammenfassen kann. Sie erwärmten ihr Wasser über einem Holzfeuer, erklärt er mir. Das Holz dafür erhielten sie von Förstern, für die sie im Gegenzug im Sommer Hagebutten sammelten. Dieses Tauschgeschäft ermöglichte der Familie den Winter zu überstehen. „Hagebuttenäste haben Dornen, wir mussten deshalb Handschuhe tragen“, illustriert mir seine Frau ihre frühere Arbeit. Das Essen für die ganze Familie bezahlten sie vom Kindergeld – insgesamt bekamen sie 60 Euro für sechs Kinder. „So haben wir gelebt und überlebt.“ Auf meine Frage nach dem Grund für ihren Umzug nach Deutschland antwortet Herr Marin: „Wir sind wegen der Armut aus Rumänien weggegangen.“ Ich frage ihn, ob er mir das genauer erklären kann. Er antwortet knapp: „Wir hatten kein Geld und kein Essen.“

Früher arbeiteten Rom_nja noch in ihren traditionellen Berufen, erzählt Tudor Marin. Seine Familie gehört zur Gruppe der *Spoitori* und fertigte über Generationen Kupferkessel und Löffel. Er selbst erlernte den Beruf allerdings nicht mehr. Seine Eltern und sieben seiner acht Geschwister sind früh gestorben, die meisten an Tuberkulose. Er vermutet, dass die giftigen Dämpfe beim Bearbeiten des Kupfers die Krankheit ausgelöst haben. Die Lebenserwartung liegt für Rom_nja mit 52 Jahren 16 Jahre unter dem Durchschnitt der rumänischen Bevölkerung. Die Kindersterblichkeit von Rom_nja ist dreimal höher. Nur die Hälfte hat eine Krankenversicherung, in der restlichen Bevölkerung sind dagegen vier Fünftel der Bürger_innen krankenversichert.

Zur Zeit von Ceaușescu sammelte Familie Marin mit dem Pferdewagen leere Flaschen – ein Art Recycling-system. „Nach der Revolution haben wir manchmal als Tagelöhner auf dem Bau oder in der Reinigung gearbeitet. Aber sie haben uns immer getäuscht und uns nur die Hälfte des vereinbarten Lohns gegeben.“ Sein Nachbar und Verwandter, der 40-jährige Alexandru Cociu, ist zu unserer Runde hinzugekommen. Er hört uns zu und schaut dabei mit einem frustrierten und nachdenklichen Gesicht zu Boden. Dann wird er lebendig und unterbricht uns: „Unsere Gruppe der *Spoitori* hat immer gerne und ernsthaft gearbeitet. Ich bin noch jung und möchte unbedingt arbeiten, egal was, ich würde alles machen, Hauptsache Arbeit und nicht mehr zu Hause herumsitzen.“ Er hat eine kräftige Statur und man sieht

ihm an, dass er gerne eine Aufgabe im Leben hätte und im Gegenzug dafür ein paar finanzielle Sorgen weniger.

Einige der in Halle lebenden Rom_nja haben vor der Entscheidung zur Migration ihre Arbeit in Rumänien verloren: Die 42-jährige Leana kümmerte sich dort um eine alte Nachbarin. Als diese starb, wurde sie arbeitslos. „Wenn du in Rumänien keine Arbeit hast, hast du auch nichts zu essen“, erklärt mir ihr Sohn Nicușor. Herr und Frau Spătaru, beide schon Mitte Fünfzig, waren in der Pflege von Grünflächen angestellt, zusammen verdienten sie 310 Euro. Als beide gleichzeitig ihre Arbeit verloren und die spärliche Arbeitslosenhilfe auslief, entschieden sie sich zunächst als Erntehelfer_innen nach Spanien zu gehen und, als auch das nicht mehr funktionierte, nach Deutschland.

Adriana Mitu, mit der ich beim *Jobpoint* war, stammt aus einem anderen Städtchen im Süden Rumäniens und zog erst nach ihrer Heirat nach Bolintin-Vale. Ich lerne sie kennen, weil sie in der Innenstadt saß und wir uns öfter sahen, wenn ich mit anderen Rumäninnen vorüberging. Wir treffen uns in einem Café, das ist ihr lieber, ihr Mann muss nichts von dem Interview erfahren. Wie das Leben in Rumänien für sie war, frage ich sie. Zusammen mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebte sie in einem Zimmer im Haus der Schwiegereltern, erzählt sie. Der tägliche Verdienst von 10 Euro aus dem Verkauf von Gemüse reichte für die Familie nicht aus. Den Unterschied zwischen Rumän_innen und Rom_nja kann sie deshalb genau beschreiben: „Als Rumänin findest du Arbeit, ziehst keine langen Röcke an, sammelst kein Altmetall. Roma dagegen sammeln Altmetall, verkaufen Gemüse und leben in Armut. Es hat mir nie gefallen so zu leben. Aber mir bleibt nichts anderes übrig, ich habe ja Kinder.“ Ihre Eltern hätten dagegen „wie Rumänen“ gelebt: Ihr Vater arbeitete in einem Gartenbaubetrieb, säte mit einem Traktor Saatgut aus und hatte nur rumänische Freunde, betont sie. Als Kind habe sie besser Rumänisch gesprochen als jetzt. In Bolintin dagegen lebten die Rom_nja anders, statt von festen Arbeitsstellen „von Schrott und Gemüse“ und blieben unter sich.

Auch Mariana Tudor und ihr Mann arbeiteten als Gemüsehändler in Bukarest, eine harte Arbeit in der sommerlichen Hitze Südrumäniens. „Wir hatten zwar Stammkunden, aber von 400 Euro Verdienst mussten wir noch 100 Euro für die Miete abzwacken.“ Die Kontraste zwischen Deutschland und Rumänien erscheinen Mariana deshalb riesig: Ihre Tochter zum Beispiel arbeitet in Bukarest acht Stunden am Tag als Reinigungskraft und verdient damit 200 Euro im Monat. Ihre Schwester putzt 12 Stunden – am Tag und in der Nacht. Fliesen-

des Wasser hat sie dennoch nicht zu Hause. In Halle verdient Mariana 330 Euro im Monat, dabei arbeitet sie nur neun Stunden pro Woche. Doch sie ist sich der Schattenseiten ihres gewählten Lebensweges bewusst: Von Deutschland aus kann sie sich nicht um ihre kranke Mutter kümmern. Dass sie ihr Enkelkind seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hat, macht sie traurig. „Wir haben hier ein besseres Leben – genau das, was wir uns für unsere Kinder gewünscht haben, aber die Distanz ...“ Sie kann nicht mehr weiter sprechen.

„Viele haben solche existentiellen Probleme, dass sie nicht an die Zukunft denken können“

106 Auf meine Frage, ob Rom_nja im Allgemeinen ärmer seien als andere Rumän_innen, antwortet Mariana Tudor mir: „Ja, Roma sind immer am niedrigsten. Ich wollte nicht mehr niedrig sein.“ Herr Marin frage ich später, warum das so sei. Er beantwortet meine Frage mit einem Sprichwort: „Dacă ai carte, ai parte!“, zu Deutsch: Wenn du Bildung hast, kannst du gesellschaftlich teilhaben! „Wer keine Bildung hat, findet auch keine Arbeit, und dann lebt man in Armut.“ Der 34-Jährige hat weder eine Schule besucht, noch Arbeit gefunden. Mehr als die Grundschule hat fast niemand meiner Gesprächspartner_innen abgeschlossen. So wie Herr Marin können viele nicht oder nur wenig lesen. Mariana Tudor frage ich, warum auch sie nie in der Schule war. Sie erzählt von ihrer Kindheit, damals reinigten ihre Eltern jeden Tag von 5 bis 15 Uhr Straßen. „Hätten sie uns um 4 Uhr wecken und für die Schule vorbereiten sollen? Das wäre viel zu früh gewesen.“ Als ihre beiden jüngeren Geschwister später doch zur Schule gingen, war sie schon 14 Jahre alt. Sie schämte sich, noch einmal die erste Klasse zu besuchen. Mariana vermutet: „Viele haben solche existentiellen Probleme, dass sie nicht an die Zukunft denken können.“ Auch der Nachbar von Herrn Marin, Alexandru Cociu bestätigt dies: Sein Vater ist früh gestorben, er musste deshalb als Tagelöhner auf einem Feld arbeiten, um seine jüngeren Geschwister zu ernähren. Schulunterricht hatte er nie.

Gabriela Constantin konnte vier Jahre zur Schule gehen und kann deshalb heute lesen und schreiben. Danach zog sie um. Die neue Schule kostete viel Geld, angeblich weil der Wachmann und die Vorhänge bezahlt werden mussten. Ihr Schwager Nicușor hat als einziger meiner Gesprächspartner_innen die Sekundarschule abgeschlossen, das heißt die achte Klasse – genug Zeit, um seine persönlichen Lieblingsfächer zu entdecken,

Mathematik und Kunst, wie er sagt. Er gewann einen Preis in einem Zeichenwettbewerb, Zeichnen ist seine Leidenschaft. Seine Lehrer rieten ihm weiter zur Schule zu gehen, aber als sein Vater starb, ging das nicht mehr, denn er musste seiner Mutter vormittags beim Gemüseverkauf helfen.

„Wie ein normaler Mensch“: Auf der Suche nach Würde

Wer nach Deutschland kommt und zunächst wenig Deutsch kann, muss dennoch immer wieder mit Ämtern kommunizieren, zahlreiche Dokumente ausfüllen oder dringende Arztbesuche machen. Viele der Stellen sind nicht bereit oder fähig, Menschen ohne zureichende Deutschkenntnisse zu bedienen. Beratungsdienste für Migrant_innen aus EU-Staaten sind rar und meist völlig überlastet. Diese Lücke füllen inoffizielle Übersetzer_innen, die für Begleitungen bis zu mehrere hundert Euro verlangen. Für viele Migrant_innen ist dies jedoch der einzige Weg eine Wohnung zu finden, staatliche Leistungen zu beantragen oder einen Sprachkurs zu belegen. Als Doina Spătaru mit der Sprachschule Details über ihren Kursbeginn abklären möchte, muss sie der privaten Dolmetscherin 60 Euro für den kurzen Termin zahlen. Geld für Fahrscheine hat sie nun nicht mehr. Auch ihr Schwiegervater klagt über die Kommunikationsprobleme: „In Deutschland könnte es besser sein als in Rumänien, wenn wir die Sprache könnten. Aber so ist es schlechter.“ Wer kein Geld vom Jobcenter bekommt, kann überhaupt keinen Sprachkurs besuchen und findet schwieriger Arbeit – ein Teufelskreis. Dabei können viele Menschen sogar drei oder mehr Sprachen sprechen – Romanes, Rumänisch, Spanisch und / oder Italienisch.

„Wenn man die Sprache nicht kann und keine Hilfe hat, kann man nichts schaffen“, sagt auch der 20-jährige zweifache Familienvater Nicușor, der gerade Deutsch lernt. Für Übersetzungen möchte er kein Geld bezahlen, erklärt er mir mit Überzeugung. Er bittet lieber Beratungsstellen oder ehrenamtliche Übersetzer_innen um Hilfe. „Es gibt nette Menschen in Deutschland, die uns helfen wollen“, findet er. Er erhofft sich für die Zukunft, „dass ich all diesen Menschen zeigen werde, dass ich es in Deutschland zu etwas gebracht habe.“ Seit einem Jahr arbeitet er als privater Gartenhelfer. Daneben kümmert er sich verantwortungsbewusst um seine zwei Kinder und seine Mutter, die ihren Mann verloren hat und seitdem zu viel zu Hause sitzt und grübelt. Er weiß, dass es ihr gut tun würde, eine Tätigkeit zu haben und mit anderen Menschen ins Gespräch zu kommen. Manch-

mal scheint Nicușor mit seinen Aufgaben überfordert zu sein, er wird dann aufgeregt, kann nicht mehr richtig zuhören und stellt immer wieder die gleichen Fragen. Wenn er etwas will, lässt er nicht locker. Zu seinem Glück und seiner Erleichterung hat seine Mutter nun eine Arbeit als Reinigungskraft gefunden. Er hat dafür gesorgt, dass sie Vorstellungsgespräche hat. Am letzten Sonntag des Jahres treffe ich ihn zufällig auf der Straße. Bei einem kurzen Schwatz erzählt er mir, dass er den Gottesdienst bei einer Freikirche besucht hat. Er wollte sich bei Gott bedanken für das viele Gute, das ihm in diesem Jahr widerfahren ist.

Andere hatten weniger Glück. Als ich bei Familie Spătaru zu Hause bin, sagt mir die resolute Petruța Spătaru ungeduldig: „Ich würde in Deutschland alles arbeiten: Putzen, Grünflächen pflegen, Schnee schippen, auf dem Bau arbeiten, alles.“ Mein Eindruck von der kräftigen 56-Jährigen ist, dass sie im Allgemeinen pragmatisch denkt und sich negative Dinge nicht so schnell zu Herzen nimmt. Sie strahlt auf mich eine angenehme Gelassenheit und Gemütlichkeit aus. Ihr Mann, der zurückhaltender als sie ist und viel lächelt, sagt zu mir, er könne Büsche in perfekter Form zuschneiden. „Ich könnte schnell eine Arbeit finden, wenn ich Deutsch sprechen könnte“, ist er sich sicher. Aus dem Lehrbuch liest er mir einige Begriffe vor und ich sage ihm die Übersetzungen. Seine Lesebrille, die er irgendwo gefunden hat, rutscht ihm immer wieder von der Nase, weil die Bügel ausgeleiert sind. Beide besuchen einen vom Jobcenter bezahlten Integrationskurs. „Die Lehrerinnen unterrichten sehr gut“, findet Herr Spătaru, aber nicht immer versteht er, was die deutschen Begriffe auf Rumänisch bedeuten. „Es wäre gut, wenn uns jemand helfen könnte, der Rumänisch kann.“

In Spanien, wo viele Rumän_innen vorher gearbeitet haben, „findet man schneller Arbeit, aber man verliert sie auch schnell wieder“, berichtet Petruța Spătaru desillusioniert. In der Erntesaison werden meist große Gruppen von Erntehelfer_innen angeheuert, allerdings nur für wenige Tage und ohne Vertrag. Sobald die Oliven oder Trauben abgeerntet sind, werden sie wieder entlassen und müssen nach der nächsten Arbeitsgelegenheit suchen. Die Arbeitssuche über den Weg einer Stellenanzeige, wie sie in Deutschland üblich ist, ist für viele etwas Neues.

Auch Mariana hat bereits zweimal mit ihrem Mann und ihrem ältesten Sohn in Spanien gelebt, insgesamt 14 Monate lang. Weil das Einkommen zu unzuverlässig war, gingen sie nach Italien; dort lief es besser. „Erst haben wir auf einem Feld gearbeitet, bei Wind, Wetter und Regen. Abends sind wir von der Arbeit gekommen,

haben Spaghetti gegessen und sind ins Bett gefallen. Morgens um 4 Uhr haben wir für unseren Chef Gemüse auf einem illegalen Markt verkauft.“ Als der Chef pleite ging, fanden sie Arbeit in einer Salamifabrik, ebenfalls ohne Vertrag. „Es war anstrengend, wir arbeiteten von 5 bis 19 Uhr. Ich habe sogar die Verpackungsmaschine bedient. Niemand ahnte, dass ich nicht lesen und schreiben kann! Die Miete an den Chef war aber hoch, deshalb blieb wenig Geld für uns übrig. Irgendwann wurden wir rausgeworfen und sind wieder nach Rumänien zurückgegangen. Das hätten wir vielleicht nicht machen sollen, wo wir schon einmal die Sprache konnten. Jetzt will ich den gleichen Fehler nicht noch einmal machen – zu gehen, wenn es schwierig wird. Deshalb halten wir durch und versuchen uns ein Leben aufzubauen“, sagt Mariana.

107

Hürden für den Schulbesuch

Auch bei der Bildung stehen die Familien vor Schwierigkeiten: Vielen Eltern fehlt schlicht das Geld Lernmaterialien wie Hefte, Bücher, Stifte, einen Rucksack oder auch nur angemessene Kleidung und Schuhe für ihre Kinder zu kaufen. Tudor Marin hat zwei Kinder, sieben und elf Jahre alt. „Sie würden sich vor den Schülern schämen“, ist er sich sicher. Um die notwendige Schulinganguntersuchung nachweisen zu können, müsste er mindestens 50 Euro für eine Dolmetscherin bezahlen. Er ist froh, dass die Familie zumindest regelmäßig die Miete zahlen kann, sodass sie nicht auf der Straße leben müssen, wünscht sich aber, dass die Kinder auch in die Schule gehen könnten. „Es reicht nicht für uns“, gibt seine Frau zu und meint die Arbeitslosenhilfe, die sie mit der Familie ihres Sohnes, der in der gleichen Wohnung lebt, teilen müssen. Deshalb geht ihr Mann jeden Tag betteln. Am Anfang in Deutschland haben sie Altpapier gesammelt. Ob er notfalls auch nach Rumänien zurückgehen würde, frage ich Herrn Marin. „In die Armut? Auf keinen Fall. Da habe ich doch auch nichts“, lehnt er ab.

Mariana erzählt gerne über ihren jüngsten Sohn und seine Schule: Er geht in die dritte Klasse und fühlt sich dort wohl. Die stolze Mutter zeigt mir einen Engel, den ihr Sohn in der Schule gebastelt hat. Ein Vorteil für ihn sei, dass er auch schon in Rumänien drei Jahre zur Schule gegangen ist, meint sie. Außerdem hat er schon gut Deutsch gelernt. Sein Bruder ist schon 17 Jahre alt und hat mehr Probleme: Er konnte durch die vielen Umzüge seiner Eltern nur fünf Klassen in Rumänien besuchen. Einige Fachkenntnisse fehlen ihm und auch Deutsch kann er noch nicht perfekt. Dadurch kommt er in der 9. Klasse nicht mit, obwohl er schon deutlich

älter als seine Mitschüler_innen ist. Das ist ihm peinlich. „Selbst wenn er etwas schon auf Italienisch oder Spanisch gelernt hat, versteht er es auf Deutsch vielleicht nicht. Wenn er nach Hause kommt, sagt er ‚Mami, ich habe Kopfschmerzen‘, weil er sich die ganze Zeit so anstrengt im Unterricht mitzukommen und das Meiste trotzdem nicht versteht.“

Deutschland vom Straßenrand aus: „Ich werde bespuckt und beschimpft.“

Mariana erzählt mir, wie sehr sie sich beim Betteln geschämt habe. Sie fühlte sich „als wäre ich kein Mensch, als würde ich nicht existieren. Ich dachte, dass es nie mehr besser werden würde.“ Ihr wird noch heute schlecht, wenn sie an die Zeit zurück denkt. Sie musste jeden Tag weinen, manchmal auch beim Betteln, hatte Kopfschmerzen, konnte nicht schlafen, hatte keinen Appetit, konnte keine deutschen Wörter mehr im Kopf behalten. Es war für sie demütigend, täglich beschimpft, bespuckt oder vertrieben zu werden. „Einer hat einmal eine brennende Zigarette nach mir geworfen. Beim Betteln war mir immer kalt und ich hatte so starke Kopfschmerzen, dass mir schwindelig geworden ist. Einmal ist mir schwarz vor Augen geworden und ich habe die Vorbeigehenden um Hilfe gebeten. Sie haben dann abwehrende Gesten gemacht, als hätten sie Angst vor mir. Ein anderes Mal hat eine nette Frau mir aber Geld für Kopfschmerztabletten gegeben. Eine weitere Frau, die ich beim Betteln kennen gelernt habe, hat mich eine Weile lang regelmäßig zu Hause besucht und mir Deutsch beigebracht, von ihr habe ich viel gelernt. Die Leute gaben mir insgesamt um die 8 Euro am Tag, aber es war schlimm. Ich finde, man kann eine Zeit lang betteln, wenn es nicht anders geht, aber man kann es nicht ewig machen.“

Anspruch auf Sozialleistungen hat nur, wer ein Gewerbe betreibt und damit einen bestimmten Umsatz erwirtschaftet oder wer eine feste Arbeitsstelle hat. Häufig sind die genauen Regelungen jedoch schwer zu durchschauen. Ohne Einkommen ist es schwer die Miete zu bezahlen, geschweige denn andere Ausgaben zu bestreiten wie z. B. Fahrscheine. Der Weg von den Wohnbezirken bis ins Stadtzentrum ist weit und Mobilität teuer. Vielfach wird den Familien das Kindergeld mehr als ein Jahr vorenthalten, weil die zuständige Familienkasse in Nürnberg die Anträge zu langsam bearbeitet.

Petruța Spătaru sitzt am 23. Dezember vor einem Drogeriemarkt und hat das Kopftuch vor den Mund

gezogen, um das Gesicht zu wärmen. Ob sie sich schäme zu betteln, frage ich sie, weil ich das Gefühl habe, dass sie mir meine Direktheit nicht übel nimmt. Nein, sagt sie, denn sie braucht das Geld ja. Ihr Mann kauert auf einer Treppenstufe auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Er grüßt mich freundlich und zeigt mir seinen Pappbecher, der trotz der vielen Einkaufenden am Tag vor Heiligabend leer ist. Im Moment muss die ganze Familie vom Kindergeld für die Enkel leben. So lange sie bei ihren Kindern wohnen, die keinen Anspruch auf *ALG II* haben, bekommt das Ehepaar keine Sozialleistungen mehr.

Ausnahmslos alle, die betteln mussten, erzählen von Spuckattacken von Passant_innen, Tritten gegen den Sammelbecher, demütigenden Blicken, bedrohenden Gesten und Beschimpfungen. Adriana erinnert sich gut an einen aggressiven Mann, einen „Nazi“, wie sie sagt, der sich neben sie gesetzt und ihre Haltung beim Betteln nachgeahmt habe, um sie damit lächerlich zu machen. Ihr fiel spontan ein, mit einer Pfanne laut auf den Boden zu schlagen, um ihn zu vertreiben. Ein anderer rief ihr einmal zu: „Ihr kommt doch nur, um unsere Sozialhilfe zu bekommen!“ Solche Beschimpfungen und Spuckangriffe lässt sie lieber über sich ergehen. „Wenn man sich wehrt, werden die Menschen nur noch angriffslustiger“, sagt sie resigniert. Andere geben ihr Geld oder etwas zu essen, halten einen Schwanz oder schauen sie freundlich an. Alle, mit denen ich darüber gesprochen habe, haben in Rumänien nie gebettelt.

Mircea Sandu erzählt mir, wie enttäuscht er ist, in Deutschland täglich vor einem Drogeriemarkt in der Innenstadt sitzen zu müssen und angespuckt und beleidigt zu werden: „Die Leute sagen uns: Ihr seid zum Betteln aus Rumänien gekommen, geht wieder zurück. Dafür bin ich aber nicht gekommen, ich will arbeiten.“ Mit einem Pferdewagen Altmetall zu sammeln, wie er in Rumänien Geld verdient hat, ist aber in Deutschland nicht möglich. Ein Auto besitzt er nicht. Während er mir seine Situation erklärt, wird er immer erregter: „Ich möchte einfach nur arbeiten, egal was und wo, und nicht mehr hier sitzen und mich demütigen lassen müssen.“

Erfahrungen mit Antiromaismus: „Sie sind aggressiv gegen uns“

Über seine Erfahrungen mit Antiromaismus in Rumänien sagt Alexandru Cociu: „Die Rumän_innen schauen auf uns Rom_nja hinab. Sie halten uns für faul und aggressiv, dabei sind sie aggressiv gegen uns. Wir *Spoitori* sind nämlich eine sehr ruhige Gruppe.“ Mariana

hat in ihrer Familie erlebt, wie stark der Hass mancher Menschen gegen Rom_nja ist: Ihre Schwester ist mit einem ethnischen Rumänen verheiratet. Die Familie lehnt die Frau ihres Sohnes jedoch ab, weil diese zu einer Rom_nja-Gemeinschaft gehört.

Andere Gesprächspartner_innen können sich an keine Diskriminierungserfahrungen in Rumänien erinnern. Als ich Adriana Mitu frage, ob sie sich als Romni in Rumänien manchmal schlecht behandelt gefühlt habe, versteht sie meine Frage nicht. In Rumänien ist ihr so etwas nie passiert. Aber in Deutschland! Neben einigen netten Menschen gäbe es hier auch viele Nazis, klagt sie. Seit der Heirat verlange ihr Mann von ihr, gemäß der Tradition nur lange Röcke zu tragen. Das stört sie: „Ich würde gerne einmal einen kürzeren Rock tragen. Wenn die Menschen in Deutschland mich auf der Straße sehen, sehen sie nämlich an meiner Kleidung sofort, dass ich Romni bin und schauen mich abfällig an. Dann schäme ich mich.“

Bei einer großen kommunalen Wohnungsgesellschaft in Halle stehen 500 Wohnungen leer, von denen in diesem und im nächsten Jahr jeweils 100 an geflüchtete Menschen vermietet werden. Als wir nach einer Wohnung für Mariana fragen, teilt der Angestellte uns mit: „In der nächsten Zeit werden keine Wohnungen frei, weil wir an die Stadt Wohnungen für Asylbewerber abgeben müssen.“ Da seine Begründung nach den oben genannten Zahlen offensichtlich falsch ist, muss der Grund für die angebliche Wohnungsnot woanders liegen. Mariana hat inzwischen eine Wohnung bei einer anderen Firma gefunden. Gabriela sucht immer noch dringend nach einer Wohnung für ihre kleine Familie: Sie hatte sogar schon einen Mietvorvertrag mit der genannten Wohnungsgesellschaft unterschrieben, als dieser wieder zurückgezogen wurde. Den Grund dafür konnte oder wollte uns der verantwortliche Teamleiter auf Nachfrage nicht mitteilen, nur so viel sagte er: „Wir achten darauf, dass neue Mieter in die Hausgemeinschaft passen.“ Außerdem hätte er Angst, dass Frau Constantin ihre Miete eines Tages nicht mehr zahlen könne, weil sie ja nur EU-Bürgerin sei und die momentane Rechtsprechung zu diesem Thema noch nicht klar sei. Dass Gabriela einen unbefristeten Arbeitsvertrag hat und auch andere Mieter_innen potentiell Zahlungsprobleme haben können, interessiert ihn nicht.

Neben verletzender Behandlung und institutioneller Diskriminierung haben viele Rumän_innen in Halle auch antiromaistische Gewalt und Bedrohungen erlebt. Als Familie Cociu noch in der *Silberhöhe* wohnte, ein Stadtteil im Süden von Halle, wurde ihr Auto bei einem Brandanschlag zerstört. Auch auf der Straße wurde die

Familie angegriffen und regelrecht verfolgt. Ein Mann aus der Nachbarschaft schlug der schwangeren Tochter gegen den Bauch; ihr Kind kam einige Tage nach der Attacke zur Welt – sechs Wochen zu früh. Ihre anderen drei kleinen Kinder konnten über fünf Monate die Wohnung nicht verlassen. Sie saßen damit den ganzen Sommer in der Wohnung fest. Schließlich konnte die Familie mit der Hilfe der *Mobilen Opferberatung* von dort wegziehen. „Die Nachbarn waren zwar nett zu unseren Kindern und hinter dem Haus gab es gleich einen Spielplatz. Aber wir konnten ihn ja nicht nutzen“, erinnert sich Alexandru Cociu vier Monate später.

Auch Familie Suliman litt unter der Situation in *Halle-Silberhöhe*, als sie noch dort wohnte. Als Gabriela, die Tochter, in Deutschland ankam, erfuhr sie gleich am ersten Tag, dass es in der Nachbarschaft einen Mann gibt, der Rumän_innen verfolgt, bedroht und angreift. „Mir wurde gesagt, dass ich nicht raus gehen und mit meinem Kind nicht auf den Spielplatz dürfe. Ich habe mich gefragt: Bin ich nach Deutschland gekommen um die ganze Zeit in der Wohnung zu sitzen? Ich bin dennoch zum Einkaufen gegangen und auf einen anderen Spielplatz. Zum Glück bin ich dem Mann nie begegnet. Aber meine Brüder und meine Mutter haben ihn fast jeden Tag gesehen. Meine Mutter hatte den Eindruck, dass er ihr auflauert. Eines Abends war es sehr schlimm. Er stand mit 20 anderen Männern vor unserem Haus. Sie haben uns bedroht und aufgefordert, herunter zu kommen, um sich mit uns zu schlagen. Wir riefen die Polizei, aber zu denen waren sie ganz brav. Uns haben sie aber Zeichen gemacht, dass wir warten sollen, bis die Polizei weg ist. Der Mann wollte uns aus dem Viertel vertreiben. Und er hat es ja auch geschafft.“ Erst der Umzug hat die Erleichterung gebracht. „Es war sehr schrecklich, das ist doch kein Leben.“

Als Gabriela und ich an einem Tag durch die Innenstadt laufen und zufällig am Laden der Marke *Thor Steinar* vorbei kommen, macht die vor der Tür rauchende Verkäuferin ein Gesicht, als müsse sie sich übergeben und wendet sich ab. Als wir weit genug weg sind, erzähle ich Gabriela von dem Vorfall. „Was wollen die Nazis eigentlich?“, fragt sie mich daraufhin. „Sie wollen, dass nur Deutsche in Deutschland leben“, versuche ich eine Antwort. Gabriela entgegnet traurig: „Hm, vielleicht haben sie Recht.“

Ich als *weiße* Deutsche habe solche Ablehnung in Rumänien nie erlebt und widerspreche ihr deshalb: „Nein, sie haben nicht Recht! In Rumänien hat nie jemand zu mir gesagt, dass ich kein Recht hätte da zu sein.“

Gabriela wird wieder lebendig und lacht: „Nein, natürlich nicht, in Rumänien würde nie jemand auf so eine Idee kommen!“

Auch Mariana hatte immer mal wieder Probleme mit Nazis, aber mit einem war es besonders schlimm. Sie nennt ihn den „Blödmann“. In der Nacht ließ er sie nicht schlafen, klingelte Sturm, warf Steine, Eier und Glasflaschen gegen das Fenster, schickte die Polizei wegen einer angeblichen Waffe zu ihnen. Am Tag bedrohte er die Familie mit einem Stock, beschädigte das Auto und beschimpfte sie und ihre Kinder. Die Eierflecken sind noch immer an Wand und Decke zu sehen. „Ich war damals sehr nervös, als das passierte. Wenn der Blödmann uns nachts weckte, habe ich die Krise bekommen. Es war, als würde ich gar nicht mehr richtig leben.“ Für sie war es Glück, dass sie irgendwann Kontakt zur *Mobilen Opferberatung* bekommen hat, sagt sie. „Vorher haben wir uns ja nicht mal getraut, die Polizei anzurufen.“ Alle Gesprächspartner_innen berichten, dass sie noch nie vorher antiromaistische Gewalt erlebt haben, auch nicht in Rumänien.

Petruța Spătaru erzählt, dass sie von dem gleichen Mann mit Steinen beworfen wurde und dass er ihren Kinderwagen angezündet hat. „Alle wussten, welcher Mann das war. Wir haben sogar ein Handyfoto zum Beweis gemacht. Aber die Staatsanwaltschaft hat uns mitgeteilt, dass nicht herausgefunden werden konnte, wer der Täter ist und dass sie deshalb die Ermittlungen einstellen. Aber es ist doch völlig klar, wer es war! So etwas verstehe ich nicht. Das *Rote Kreuz* (sie meint die *Mobile Opferberatung*, S.M.) hat uns wenigstens den Schaden für den Kinderwagen ersetzt.“ Das Auto habe sie vorsorglich verkauft, noch ehe es zerstört werden konnte. Ihr Sohn sammelt jetzt mit dem Fahrrad Schrott, obwohl das wenig Ertrag bringt. Doch auch in ihrem jetzigen Wohnviertel gäbe es „Verrückte“, die sie auf der Straße beleidigten. Sie ignoriert solche Menschen: „Was kümmert es mich, was jemand anders gegen mich hat? Überhaupt nichts!“, sagt sie. Warum sie denke, dass die Leute sie angriffen? „Das interessiert mich nicht.“

Nur Nicușor hat keine antiromaistischen Übergriffe erlebt. Er kann sich diese mit seinem jugendlichen Glauben an das Gute in der Welt nur so erklären, dass die Opfer etwas falsch gemacht haben müssen. Über die Täter_innen sagt er: „Die greifen doch niemanden an, der ihnen nichts getan hat.“ Ich denke mir, schön wäre es, er hätte Recht.

Was ich mir für die Zukunft wünsche

Die Wünsche der drei jungen Frauen Gabriela, Mariana und Adriana für die Zukunft sind sehr ähnlich. Adriana sagt: „Mein Plan ist es eine Arbeit zu finden, eine Wohnung zu bezahlen und Sozialhilfe zu bekommen, falls die Arbeit nicht reicht. Unser Plan ist bisher nicht aufgegangen: Wir haben eine Ablehnung von der Sozialhilfe bekommen und bekommen immer noch kein Kindergeld. Und schau, jetzt sitze ich hier und bettle.“ Eine Rückkehr mit leeren Händen kommt für sie nicht in Frage, denn sie würde sich vor den im Dorf Zurückgebliebenen schämen. Gabriela hat mehr Grund zu hoffen: „Mein Kind soll zur Schule gehen, sie soll ein gutes Leben haben. Wir sollen alle gesund sein. Wir bleiben in Deutschland. Ich will später eine Arbeit haben, von der ich leben kann, nicht nur einen Minijob, zu dem ich noch Sozialhilfe beziehen muss, um über die Runden zu kommen.“ Mariana erklärt: „Ich will nicht von einem Tag auf den anderen leben und mir ständig Geld borgen müssen und viele Bußgelder haben. Ich möchte möglichst bald wie ein normaler Mensch leben und mein eigenes Geld verdienen. Erst war mein größtes Ziel, Geld vom Jobcenter zu bekommen. Jetzt möchte ich aber inzwischen unabhängig vom Jobcenter sein. Ich bin anscheinend nie zufrieden mit dem, was ich habe, oder?“ Ich frage auch Alexandru Cociu, was er sich für die Zukunft wünsche. Nur kurzem Überlegen antwortet er: „**Es soll besser werden.**“

Halle Silberhöhe, 2015, Foto: Torsten Hahnel

